

Tageslosung 26.5.2020

Der Herr blickt vom Himmel herab auf die Menschen. Er will sehen, ob es da welche gibt, die Verstand haben und nach ihm fragen. Psalm 14,2

Es hat ja fast etwas Niedliches: Gott, der Herr sitzt auf einer Wolke, hält die Hand vor die Augen und guckt von oben her auf die Erde und denkt: „Mal schauen, ob es überhaupt einen auf der Erde gibt, der an ich denkt.“

Der Psalmbeter damals war sich sicher. Gott wird ganz viele Ungläubige sehen, Blinde, Menschen, die andere zerstören. Was aber sieht Gott heute, wenn er nach unten blickt?

Er sieht eine Welt in Not. Menschen voller Angst und Leid. Vielfaches Stöhnen und Sterben. Er sieht eine gespaltene Welt. Die Reichen, Weißen überleben meist. Die Armen, die Farbigen, die Menschen der 3. Welt, Flüchtlinge sie sterben meist. Er sieht Länder und Staaten, die sich abschotten. Er sieht populistische und versagende Staatsmänner. Er sieht gute und kluge Regierungen. Er sieht auch viele, die sich für andere aufopfern, bis zur Erschöpfung arbeiten, für andre auf vielfältige Weise handeln. Er sieht Menschen mit großen Herzen.

Wenn aber Gott auf diese Welt sieht, dann sieht er auch dich und mich. Wen sieht er da? Haben wir Verstand und fragen nach ihm?

Ich merke, dass ich in letzter Zeit öfter nach Gott frage. Das liegt auch daran, dass ich unsicherer geworden bin. Die fehlende Nähe zu „meinen“ Kindern, „meinen“ Alten, meinen Freunden, Familie macht mir wirklich zu schaffen. Viele Abläufe, die vorher selbstverständlich waren sind nun neu und kompliziert. Ich kann vieles nicht richtig einschätzen, muss mich auf andere verlassen. Ich bin porös geworden. Ich suche mehr als sonst nach Halt und Sicherheit. Wie gut, dass es meine Frau, meine Familie und viele andere wertvolle Menschen

gibt, die mich begleiten. Wie gut, dass es dich Gott gibt, an den ich mich immer anlehnen kann, wenn mir danach ist.

Guter Vater!

Wie schön wäre es, wenn dieses Virus unsere Welt zum Besseren verändern könnte. Wie schön wäre es, wenn dir Menschen im Gedächtnis behalten würden, was wirklich wichtig ist. Sende du dafür deinen Geist auf diese Welt.

Amen.



Der Anker (Werner Laubi)

Der zweite Weltkrieg gehörte seit acht Jahren der Vergangenheit an. Noch immer zeugten am Rheinufer verfallene Gebäude von der Zeit der Zerstörung und der Angst, die einen großen Teil der Erde erfüllt hatten. Aber die Städte wurden wiederaufgebaut. In der Nacht spiegelten sich die Lichter bunter Lampen im Strom, und über das Wasser klang Tanzmusik. Tagsüber fuhren Tausende von Schiffen rheinauf-, rheinabwärts und versorgten die Menschen mit Gütern, die sie während vieler Jahre hatten entbehren müssen. Ich arbeitete in jenem Sommer als Schiffsjunge auf dem Motorschiff „Eiger“. Wir hatten in Basel eine Ladung Ruhrkohlen gelöscht und befanden uns auf der Talfahrt. Seit einer Woche hatte es fast ununterbrochen geregnet. Der Straßburger Pegel war auf sechs Meter zwanzig angestiegen, und viele Felder in Ufernähe standen unter Wasser.

Am Dienstag besserte sich das Wetter. Wir hatten über Nacht in der Nähe von Kehl angelegt. Um fünf Uhr morgens ließ der Kapitän den Anker lichten, den einzigen, der uns übriggeblieben war. Die beiden ändern waren beim Hochziehen auf Grund stecken geblieben und noch nicht ersetzt worden. Nachdem wir das Schiff flott gemacht und gefrühstückt hatten, spritzten und schrubbten die Matrosen und ich das Deck. Der Kapitän stand hinter dem Steuer.

Da tauchte vor Speyer eine Nebelwand auf, die sich unerwartet vom Land her über das Wasser schob. Im Nu war das Schiff in kaltes gefährliches Grau eingehüllt.

„Wir drehen auf!“ schrie der Kapitän vom Steuerhaus herunter und drosselte den Motor. Gleichzeitig drehte er das Ruder, so dass das Schiff sich quer zum Strom zu legen begann.

Als das Hupsignal ertönte, löste ich den Kettenstopper. Der Anker plumpste ins Wasser. Die Kette rasselte vom Spill, Funken sprühten, als ihre Glieder durch die Führung sausten. Als der Anker Grund fasste, hing die Kette für einen Moment durch, begann sich aber sofort wieder zu straffen. Jetzt ließ der Kapitän die Motoren voll laufen, um das bergwärts gewendete Schiff zum Stillstand zu bringen. Im gleichen Moment riss die Kette. Ohne Halt trieben wir mitten auf dem Strom.

Ein Gefühl grenzenloser Angst und Verlorenheit überkam mich. Unsichtbar umgab mich eine Welt voller Bewegung und drohender Gefahren. Die dumpfen Töne der Nebelhörner vermischten sich mit dem Tuckern von Motoren, dem Schreien der Schiffer, dem Gurgeln der Wasserfluten. Jeden Augenblick konnten wir abgetrieben, von einem anderen Schiff gerammt werden, auf Grund laufen, untergehen. Irgendwo im Nebel lauerte auf mich und die ändern, die ohne Anker und ohne Halt waren, der Tod.

Die Minuten vergingen wie Ewigkeiten in dieser hoffnungslosen Haltlosigkeit.

Dann lichtete sich der Nebel. So schnell er gekommen war, verschwand er wieder. Die Morgensonne glitzerte im gelbschmutzigen Rheinwasser, und die schwarzgelb gestreifte Firmenflagge mit dem Schweizerkreuz flatterte im Wind.

Ganz in unserer Nähe lag ein Boot vor Anker, an dessen Längsseite wir festmachen und mit dem wir dann weiter talwärts fahren konnten, bis wir in einer Werft bei Mannheim einen neuen Anker fassen konnten.